

Weltlage

11:05 Wo bleibst du?

11:07 Ruf bitte zurück.

11:12 Lena!

11:17 Ich warte nicht mehr länger auf dich und gehe jetzt allein rein.

11:21 Du bist egoistisch! Du musst -

Ich lege das Handy mit dem Bildschirm nach unten auf den Nachttisch. Das Einzige, was ich muss, ist aufzuhören zu funktionieren. Wie ein Automat, in den man Befehle wirft und der darauf selbstvergessen losläuft. Auf den andere selbstverständlich zugreifen. Als wäre ich dafür erschaffen, für andere zu funktionieren. Tue ich es nicht, bin ich egoistisch.

Die Sonne fällt durch die Vorhänge, die träge im Wind schaukeln. Die kühle Frühlingsluft lässt mich erschauern. Immer wieder stellen sich die dünnen Härchen auf meinen Armen auf, zieht sich meine Kopfhaut zusammen, bis mein Körper die Kälte mit kurzen, kräftigen Bewegungen abschüttelt. Es ist bereits der dritte Tag, an dem ich das Bett kaum verlasse. Der dritte Tag, an dem ich nicht bei der Arbeit erschien. Niemand scheint es bisher bemerkt zu haben. Drei Tage, in denen ich einfach entschied, mich aus der Welt zurückzuziehen. Drei Tage, in denen mich niemand zu vermissen scheint. Keine Anrufe. Keine Nachrichten. Kein Klingeln und Klopfen an der Tür. Bis meine Schwester entschied, heute früh in mein Leben zu platzen. Entschied, nicht allein zum Beerdigungsinstitut zu fahren.

Dabei ist alles unbedeutend geworden. Mamas Tod riss nicht nur sie mitten aus dem Leben, sondern irgendwie auch mich. Es war, als zöge mir Jemand den Boden unter den Füßen fort. Als falle ich in ein tiefes, dunkles Loch, das niemals endet. In diesem Loch wird die Welt ganz klein, rückt in eine unbestimmbare Ferne. Entlarvt alles, was mir bis dahin wichtig war, lässt es hohl erscheinen. Meine geplanten Urlaube. Die mit Leistung erkämpfte Gehaltserhöhung. Der neue Sportwagen, mit dem ich alle Blicke auf mich ziehe. Der Schmuck, den ich gerne an der Seite hübscher Männer ausführe. Mein Leben auf der Überholspur prallte einfach gegen eine graue, große Wand.

Erneut vibriert das Handy. Diesmal ruft Vera an. Ich stelle mir vor, wie sie energisch vor dem Institut auf und ab läuft, darauf wartend, mich endlich anbrüllen zu können. Mich zu fragen, was der Scheiß soll. Ich setze mich auf, drehe das Handy um und sehe ihren Namen auf dem Display leuchten. Sie kann hartnäckig sein, wenn sie etwas will. Ich stehe auf und gehe zum Fenster. Die Schritte fühlen sich wacklig an.

Die Holzdielen vor dem Fenster sind sonnengewärmt. Ich setze mich auf die Sitzbank, die in der Erkernische steht, und presse die Stirn gegen das kühle Glas. Draußen zieht die Welt vorüber, als wäre nichts geschehen. Als wäre ich nicht in ein tiefes Loch gefallen, aus dem es mir unmöglich scheint, herauszufinden. Über den Bürgersteig hetzen Passanten. Sie haben alle kaum Zeit. So wie ich damals. Sie rennen aneinander vorbei, ohne den Kopf zu heben. Ohne einen Blick für die zarten Osterglocken zu haben, die sich aus dem Boden kämpfen. Ziehen ihre Kinder an der Hand hinter sich her, denen der Blick für solche Dinge noch nicht verloren ging. Bringen ihnen bei, zu funktionieren, einen Platz in dieser Welt zu finden und sich dabei einzufügen wie ein Puzzleteil, um das Gesamtbild nicht zu stören. Spornen sie in der Schule an. Fahren sie danach zum Musikunterricht oder Sportverein. Formen ihr Wachsen, um sie danach in Jobs zu drücken, in denen ihnen eine glänzende Karriere winkt. Füttern sie mit dem Glauben, alles erreichen zu können, wenn man es nur fest genug will. Wenn man nur hart genug daran arbeitet. Wenn man einwandfrei funktioniert.

Auch ich habe all die Jahre funktioniert. Habe mich in einem Job aufgerieben, der mir nie etwas gab, um eine Karriere zu machen, die mich nicht erfüllt. Habe mir Verbote beim Essen auferlegt und mich beim Sport verausgabt, um ein Körperbild zu erfüllen, dass nie meines war. Habe mir teuren Schmuck und Markenklamotten gekauft, weil Kleider bekanntlich Leute machen und ich zeigen wollte, dass ich es geschafft habe. Um etwas zu gelten in einer Welt, in der alles einen bereits vordefinierten Wert besitzt. In der man am Menschen ablesen kann, ob er erfolgreich ist und zum Stolz der Eltern geriet. Ob er sich klickend einfügt in das gesellschaftliche Gesamtbild. Funktioniert.

Wie funktioniert man in einer Welt, die kollabiert? In der nichts mehr ist, wie es war? Diese Welt vor dem Fenster ist mir mit einem Mal so fremd. Sie zieht an mir vorbei, wie die pudrig-weißen Wolken am Himmel. Dreht sich einfach weiter und lässt sich dabei nicht

greifen, weil es keinen Alltag mehr gibt, in dem es zu funktionieren gilt. Liegt dort hinter dem Fenster, während ich hier in meinem Zimmer sitze. In einer neuen Welt. Meiner Welt. Einer Welt auf 20 Quadratmetern. Mir fehlen die Worte, um diese Welt zu beschreiben. Mir fehlt das Selbstbewusstsein, um mich in dieser Welt zu bewegen. Es ist eine Welt, die nicht vordefiniert ist. In der es keine Regeln gibt. Keinen Grund, zu funktionieren. Eine Welt, in der es nur mich gibt. Und dich. Und Erinnerungen. Und Trauer. Die von Gefühlen bestimmt wird. Von Kraftlosigkeit. Gleichgültigkeit. Von der Frage nach Sinn.

Nur die Sonne bricht durch das Fensterglas in diese Welt hinein. Das erste Mal seit Jahren bin ich mit mir allein. Mit meinen Gefühlen und Gedanken. Gefühle und Gedanken, die ich im durchgetakteten Alltag beiseiteschieben konnte. Die Überwindung, morgens aus dem Bett zu rutschen und ins Büro zu fahren. Zu Aufgaben, die mich schon lange nicht mehr erfüllen. Zu Kollegen, die hinter meinem Rücken tuscheln und mir bei jeder Gelegenheit Steine in den Weg werfen. Die fest davon überzeugt sind, dass meine Karriere nicht auf Talent und Ehrgeiz gebaut ist, sondern auf dem Rücken. Die Frage, warum ich mir all dies antue. Warum ich nicht einfach kündige und woanders neu anfangen. Vielleicht gar zurück an die Uni. Die Angst davor, belächelt zu werden. Als Frau in der Midlife-Crisis abgetan zu werden. Das Gefühl der Einsamkeit, wenn ich nach einem langen Tag in eine Wohnung zurückkehre, in der niemand auf mich wartet. Weil ich nie lernte, Nähe zuzulassen. Weil ich von Mama lernte, dass alle Männer Schweine sind, die einem bloß die besten Jahre rauben, alles versprechen und einen dann mit Kindern sitzen lassen. Weil ich lernte, dass Frauen an der Seite von Männern zu funktionieren haben. Fremdbestimmt waren. Warum habe ich es nicht darauf ankommen lassen und meine eigenen Erfahrungen gemacht? Daniel wirkte so anders. Vielleicht –

Das Hupen eines Autos reißt mich aus meinen Gedanken. Ich blicke auf die Straße hinab und sehe Veras kanarienvogelgelben Kleinwagen in einer Parklücke stehen, die Reifen halb auf dem Bürgersteig, das Gewicht balancierend. In mir spannt sich etwas an. Das Schrillen der Türklingel zerreißt die Stille meiner Welt und lässt mich zusammenfahren. Sie schellt ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Doch ich bleibe sitzen, starre weiter aus dem Fenster. Da taucht sie plötzlich auf dem Bürgersteig auf und schaut hoch. Mir scheint, als treffen sich unsere Blicke. Ich fühle mich ertappt und verstecke mich wie ein verschrecktes Kind hinter

den Vorhängen.

„Ich weiß, dass du zu Hause bist“, höre ich sie rufen. Ihre Stimme quillt durch das gekippte Fenster. Ich rutsche an der Sitzbank hinunter auf den Boden, ziehe die Beine dicht an den Körper und schlinge die Arme darum. Erneut vibriert mein Handy. Warum kann sie mich nicht einfach in Ruhe lassen? Wie soll ich ihr erklären, dass ich mit einem Mal das Leben verlernt habe? Dass es sich anfühlt, als hätte ich eine alte Haut abgestreift und als säße ich jetzt, nackt und schutzlos, in einer neuen Welt, die sich so fremd anfühlt. Die es neu zu denken gilt.

„Mach die verdammte Tür auf, Lena!“ Vera klingelt im Sturm. Das Schrillen frisst sich in meinen Kopf. Dann verstummt es plötzlich. Kurz darauf höre ich schwere Schritte im Flur. Jemand muss die Nerven verloren und Vera aufgedrückt haben. Vor ein paar Tagen hätte ich mich gefragt, was die Nachbarn wohl denken. Von mir. Von meiner Schwester. Jetzt ist es mir gleichgültig, denn ich gehöre nicht mehr in diese Welt aus Scham. Ich atme tief ein, drücke mich vom Boden hoch und schleiche auf Zehenspitzen zur Wohnungstür. Das Poltern wird leiser. Deutlich höre ich Vera auf der anderen Seite atmen, als würde sie sich für einen weiteren Angriff sammeln. Wie Artilleriefeuer klingen ihre Faustschläge gegen die Tür. Sie schlägt ihre Wut an ihr aus. Erst ungestüm, dann schwächer, als verlöre sie die Kraft. Nach unendlich erscheinenden Minuten verstummt sie. Ich lege die Hand auf das raue Holz und stelle mir vor, dass Vera auf der anderen Seite ebenfalls die Hände auf die Tür presst. Seit Jahren steht diese unsichtbare Wand zwischen uns. Sie, die große Schwester. Klug, besonnen, liebevoll. Vorbildliche Tochter, Ehefrau und Mutter. Sie, die immer ein offenes Ohr hat und die Probleme anderer zu den ihrigen macht. Die gelernt hat, sich zu kümmern, stillschweigend die Verantwortung zu übernehmen. Für sich und den Rest der Welt. Die mich mit ihrem Helfersyndrom in den Wahnsinn treibt. Die ihre Gefühle hinunterschluckt, um den Familienfrieden zu wahren. Um ein perfekt geformtes Puzzleteil zu sein.

Ich presse mein Ohr gegen die Tür und lausche meiner Schwester nach. Ob sie noch im Flur steht, die Haut rotgeklopft? Da höre ich sie leise schluchzen. Fester presse ich mich gegen die Tür. Mein Herz zieht sich zusammen. Ich habe keine Worte für das Gefühl, das durch meinen Körper strömt. Es fühlt sich zugleich befremdlich und befreiend an, meine

Schwester weinen zu hören. Sie, die sonst immer beherrscht ist. Die ich das letzte Mal weinen sah, als sie mit zwölf von einer Rutsche fiel, sich den linken Arm brach und vom Arzt im Krankenhaus zurechtgewiesen wurde. *Nun ist aber gut. Ein großes Mädchen kennt keinen Schmerz.* Wie sie trotzig die Unterlippe vorschob und sich jegliche weitere Tränen verbiss. Wie albern ich es fand, auf Befehl das Weinen einzustellen. Als wären wir kleine Soldaten. Zur Belohnung bekam sie einen Lolli. Sie, die Folgsame. Ich, die Rebellin, die am Ende den Kampf verlor und sich doch eingliederte, damit Mama stolz auf mich sein konnte. *Ein gutes Mädchen kennt keinen eigenen Weg.*

Veras Schritte entfernen sich. Es fühlt sich falsch an, sie gehen zu lassen. Hat sich ihre Welt nicht auch verändert? Kurz entschlossen reiße ich die Tür auf. Vera dreht sich um. Sie steht am Treppenabsatz, die Finger um den Handlauf gekrallt, und blickt mich aus verquollenen, rot unterlaufenen Augen an. Die Wimpertusche klebt verschmiert auf der Haut. Minuten lang schauen wir uns einfach an. Wie zwei Museumsbesucher, die ein Gemälde betrachten. Spüren die Leere zwischen uns. Ins uns. Vera will etwas sagen, doch es kommt kein Ton heraus. Dann schüttelt sie einfach den Kopf, kommt in langen Schritten auf mich zu und fällt mir um den Hals, klammert sich an mir fest, wie eine Ertrinkende. Etwas steif stehe ich da, brauche einige Sekunden, um mich in die Umarmung sinken zu lassen. Klammere mich nun meinerseits an ihr fest, kralle die Finger in den Stoff ihrer Jacke und spüre die Tränen in meinen Augen brennen.

„Lena“, flüstert sie in meinen Nacken. Ihr heißer Atem prickelt auf meiner Haut. Dann löst sie sich von mir und wischt sich die Tränen mit dem Handrücken fort. „Ich muss noch heute eine Entscheidung treffen, ich ...“

„Du muss aufhören zu funktionieren“, erwidere ich, trete in den Türrahmen und deute mit einer Hand in meine Wohnung. „Wir haben den Mittelpunkt unserer Welt verloren. Lass uns eine neue finden. Eine, in der wir die Chance haben, wirklich glücklich sein zu können.“ Ich strecke ihr die Hand entgegen. Vera schaut mich an. Zögernd. Will etwas erwidern, sucht nach den richtigen Worten und sieht dabei aus wie ein Fisch an Land, der nach Luft schnappt. Dann ergreift sie meine Hand und wirft mir ein zaghaftes Lächeln zu. Es fällt mir leicht es zu erwidern und sie in die Wohnung zu ziehen. In meine neue Welt.